

# Ungemütliche Nachbarn

## Die Basler Chemie und ihr Verhältnis zur deutschen chemischen Industrie

*Mario König*

In den frühen Morgenstunden des 1. November 1986, um 3.43 Uhr, heulten in Muttenz, östlich von Basel, die Sirenen.<sup>1</sup> Polizeiautos zirkulierten und forderten per Lautsprecher die Anwohner auf, die Fenster geschlossen zu halten, das Haus nicht zu verlassen und weitere Informationen über Radio abzuwarten. Eine widerwärtig nach faulen Eiern stinkende Rauchwolke zog, vom Chemie-Areal der Firma Sandoz her kommend, langsam über die Region. In einer Lagerhalle voller Chemikalien war kurz nach Mitternacht Feuer ausgebrochen. Der Brand drohte völlig außer Kontrolle zu geraten. Gewaltige Explosionen schleuderten die Behälter bis zu 25 Meter in die Höhe, von wo sie ins Feuer zurückstürzten, in der Umgebung landeten oder bisweilen wie Bomben die Dächer anderer Hallen durchschlugen. Hunderte von Feuerwehrleuten und ein Feuerlöschboot kämpften über Stunden gegen die Ausbreitung auf Nachbargebäude, wo zum Teil hochgefährliche, mit Wasser nicht lösliche Substanzen lagerten. Löschwasser und Chemikalien ergossen sich bald in den Rhein, das Auffangbecken war viel zu klein. Ab ein Uhr herrschte in beiden Basel, Stadt und Land, Katastrophenalarm. Die Kantonschemiker befanden sich in alarmierender Ungewissheit über die Giftigkeit der Rauchschwaden; die Firma konnte nur ungefähre Auskünfte geben über den Inhalt der Lagerhalle. Gegen vier Uhr morgens kursierten auch in Basel die Lautsprecherwagen. Viele Baslerinnen und Basler waren bereits durch Telefonanrufe von Freunden oder Verwandten aus dem Schlaf gerissen worden. Dann brach das Telefonnetz wegen Überlastung zusammen, Züge von und nach Basel und öffentlicher Verkehr stellten den Betrieb ein. Am Morgen um sieben Uhr aber gab die Regierung Entwarnung – der Brand war gelöscht, die Gefahr sei abgewendet, es stinke zwar, Gift sei aber nicht im Spiel. Zornige Eltern protestierten gegen die Zumutung, ihre Kinder nach dem Stress der vergangenen Stunden zur Schule zu schicken, wozu sie sich amtlich aufgefordert sahen.

An einer Pressekonferenz um 8.30 Uhr war zu erfahren, die verbrannten und in den Rhein geschwemmten Substanzen seien unbedenklich. Dies stützte sich auf Angaben von Sandoz. Die Auslösung des internationalen Warndienstes für Rheinanwohner war untergegangen oder irrtümlich nicht weitergeleitet worden, erst 24 Stunden später erhielten die Hauptwarnzentralen in Straßburg und Mannheim Bescheid über die Verschmutzung des Rheins, deren katastrophales Ausmaß sich soeben abzeichnete. Es begann das große Sterben der Fische und Aale, auf 250 Kilometer Länge brach das ökologische System des Flusses zusammen. Millionen von Menschen waren betroffen von dem Unglück.

---

<sup>1</sup> Zum Brand in Schweizerhalle und seinen Folgen siehe die Beiträge von FELIX ERBACHER und GEORG KREIS in: Chemie und Pharma in Basel, Bd. 2: Wechselwirkung einer Beziehung – Aspekte und Materialien, hg. von GEORG KREIS u. a., Basel 2016, S. 193–215.

Während hundert Jahren hatten die Basler chemischen Fabriken ihre giftigen Abwässer den Rhein hinuntergeschickt; erst seit Kurzem waren sie an Kläranlagen angeschlossen.<sup>2</sup> Sie waren ungemütliche Nachbarn. Die öffentliche Sensibilität war in jenem Jahr infolge der Reaktorkatastrophe von Tschernobyl wenige Monate zuvor, im Frühjahr 1986, markant angestiegen. Nach dem Brand kam es zum ersten Mal in Basel zu Protesten, die den Charakter einer sozialen Bewegung annahmen: Es folgten Aktionen und Demonstrationen mit Tausenden von Beteiligten, Beschwerden, Strafanzeigen und Forderungen nach einer Chemie ohne gefährliche Giftstoffe. Zahlreiche junge Menschen politisierten sich. Die Nebenwirkungen schlugen ungewöhnlich rasch auch auf die Wissenschaft durch: Kein Aspekt der Branche fand in der jüngeren Vergangenheit so viel Aufmerksamkeit wie die Umweltgefahren.

Genau betrachtet hatte Basel wieder einmal enormes Glück gehabt in jener Brandnacht von 1986. Hätte das Feuer auf benachbarte Gebäude übergegriffen, so wären die Folgen womöglich unabsehbar gewesen. Ein Blick in Richtung der unglücklichen Schwesterstadt Ludwigshafen, mit der die Basler Industrie wirtschaftlich stets eng verbunden war, verdeutlicht, wie verheerend sich Chemiekatastrophen auswirken konnten.<sup>3</sup> Um nur die größten zu nennen: Im September 1921 hatte eine gewaltige Explosion bei der BASF 561 Menschenleben und mehr als 2.000 Verletzte gefordert – das schlimmste Chemieunglück in der Geschichte Europas; im Juli 1948 erfolgte eine vergleichbar schreckliche Explosion, 207 Menschen starben und fast 4.000 wurden verletzt. Im Jahr 1953 trat eine giftige Substanz aus und betraf mehr als hundert Arbeiter; die nachfolgenden langjährigen Leidensgeschichten waren dramatisch. Es dauerte allein mehrere Jahre, bis der Giftstoff (Dioxin) benannt werden konnte. Doch wer erinnert sich heute an die Dioxinkatastrophe von Ludwigshafen – sie blieb der Öffentlichkeit bis 1984 überhaupt verborgen. Es fehlte jenes kritische umweltpolitische Umfeld, das dem Dioxinunglück von Seveso 1976 und dem Brand von Schweizerhalle 1986 maximale Aufmerksamkeit eintragen sollte.

Die Basler Fabriken der chemisch-pharmazeutischen Industrie waren bisweilen ungemütliche Nachbarn für die Rheinanwohner weiter nördlich.<sup>4</sup> Ungemütliche Nachbarn waren aus Basler Sicht aber auch die Unternehmen der deutschen chemischen Industrie, mit denen man in einem schwierigen, oft spannungsvollen Verhältnis verbunden war. Über lange Zeit ging es dabei hauptsächlich um die Teerfarben, auch als Anilinfarben bezeichnet. Die Produktion von Pharmazeutika setzte erst gegen Ende des 19. Jahrhunderts ein, als auch die Firma Hoffmann-La Roche entstand, die im Folgenden auf der Seite bleiben mag. Der Startpunkt waren die Farben. In Basel wies man gelegentlich darauf hin, dass man gegenüber der deutschen Konkurrenz so etwas wie ein Erstgeburtsrecht beanspruchen könne. Tatsächlich war die Herstellung von Textilfarben aus Steinkohlenteer zuerst in Großbritannien 1856/57 geglückt. Die Neuerung machte rasch die Runde, es folgten französische Hersteller und bereits 1859 erschien Basel auf der Szene. Schweizer Textilindustrielle hatten gute Beziehungen nach Großbritannien und Frankreich. Erst nach 1860 kamen deutsche Fabrikanten hinzu. Dann allerdings erwiesen sich diese als unschlagbar erfolgreich. Entlang den Wasserwegen von Rhein und Main entstand eine Kette rasant expan-

<sup>2</sup> Ausführlich dazu MARTIN FORTER, *Farbenspiel. Ein Jahrhundert Umweltnutzung durch die Basler chemische Industrie*, Zürich 2000.

<sup>3</sup> Zum Folgenden siehe STEFAN MÖRZ / KLAUS JÜRGEN BECKER, *Geschichte der Stadt Ludwigshafen am Rhein. Vom Ende des Ersten Weltkriegs bis zur Gegenwart*, Ludwigshafen 2005, S. 552 f.

<sup>4</sup> Einen Überblick zur Entwicklung der Basler Industrie bietet jetzt MARIO KÖNIG, *Chemie und Pharma in Basel*, Bd. 1: *Besichtigung einer Weltindustrie – 1859 bis 2016*, Basel 2016. Der größte Teil der Angaben dieses Beitrags ist dort ausführlich dokumentiert.

dierender Farbfabriken. Die Pioniere in Frankreich und Großbritannien fielen total zurück. Die Gründe brauchen im Moment nicht zu interessieren; sie hatten viel zu tun mit leistungsfähigen technischen Hochschulen, die zugleich der industriellen Praxis eng verbunden waren. Mit der *Eidgenössisch technischen Hochschule* (ETH) in Zürich brachte auch die Schweiz ab 1859 ein erfolgreiches Modell dieser Form der höheren technischen Bildung hervor.<sup>5</sup>

Im Jahr 1914, fünfzig Jahre nach den Anfängen, beherrschte die deutsche Industrie den Weltfarbenmarkt in uneingeschränkter Weise. Rund 80 Prozent des Weltmarkts für Teerfarben lagen in den Händen deutscher Konzerne, die zu Riesenunternehmen geworden waren: BASF, Bayer, Hoechst, Agfa – ihre Namen waren weltbekannt und sind es zum Teil noch heute. Allein die BASF in Ludwigshafen beschäftigte um 1900 fünfmal so viele Personen wie alle Basler Farbfabriken zusammengenommen: Das waren Ciba, Geigy, Sandoz und als kleinste Durand & Huguenin. Der Erfolg der deutschen Farbenindustrie war ein Gegenstand nationalen Stolzes. Neben diesen unglaublichen 80 Prozent der deutschen Industrie aber hatten die Basler sehr respektable 10 Prozent des Weltmarkts erobert. Alle übrigen Nationen teilten sich den bescheidenen Rest. In den Vereinigten Staaten gab es praktisch überhaupt nichts, alles wurde importiert: aus Deutschland und aus der Schweiz.

Die Basler waren zu einem Faktor auf dem Weltmarkt geworden; und sie waren zugleich Zwerge gegenüber dem allmächtigen deutschen Nachbarn. So präsentierte sich die Lage bei Beginn des Ersten Weltkriegs, der eine unerhörte Situation schuf. Mit einem Schlag waren die Deutschen von ihren Absatzmärkten abgeschnitten. Ihre Fabriken im Ausland fielen in die Hand des Feindes und sollten auf Dauer verloren gehen. Weltweit stellte sich sogleich ein unglaublicher Farbenmangel ein. Der Weltfarbenmarkt hätte den Baslern gehört, wenn sie denn in der Lage gewesen wären, ihn hinreichend zu beliefern. Aber sie vermochten dies nur zum kleinsten Teil, denn mehr als 90 Prozent der Rohstoffe und Zwischenprodukte, die es zur Farbenherstellung in Basel brauchte, kamen aus Deutschland. Der deutsche Staat aber verhängte, auf Betreiben der Industrie, im September 1914 eine Liefersperre, um die Konkurrenten an der Ausnutzung der Situation und an der Belieferung der Kriegsgegner zu hindern. Die Produktion in Basel brach ein. Dennoch wurde in den Kriegsjahren enorm gut verdient: Die Preise stiegen ins Astronomische und machten den Rückgang der Produktion mehr als wett. Ersatzlieferungen an Rohstoffen kamen bald einmal aus Großbritannien. Und im Sommer 1918, kurz vor Ende des Kriegs, übermittelte der Leiter der englischen Ciba-Filiale ein bemerkenswertes Angebot: Eine englische Kapitalistengruppe, so schrieb er, wollte nicht nur die Filiale übernehmen, sondern gleich die ganze Ciba kaufen, mit materiellen Garantien für deren leitende Herren. Die Basler Direktion winkte dankend ab. Ein solcher Vorschlag habe keine Aussicht auf Realisierung, weil sie „einer Entnationalisierung der Basler Farbenindustrie gleich käme, zu der weder der Verwaltungsrat noch die Direktion unserer Gesellschaft zu haben wäre, trotz den finanziell sehr verlockenden Bedingungen“.<sup>6</sup>

Als der Krieg zu Ende ging, waren in der Schweiz neue chemische Fabriken entstanden, um die ausgefallenen deutschen Lieferungen zu kompensieren. In vielen Ländern war eine eigene Farbenindustrie im Aufbau. Das deutsche Quasi-Monopol war gebrochen. In dieser Situation drängten die Deutschen zurück auf den Markt, um ihre Positionen zurückzuerobern. Der Preiskampf war gnadenlos, die Deutschen voller Ressentiment über ihre Vertreibung und Enteignung

<sup>5</sup> Wichtig hierzu ist TOBIAS STRAUMANN, *Die Schöpfung im Reagenzglas. Eine Geschichte der Basler Chemie (1850–1920)*, Basel 1995.

<sup>6</sup> Zitiert in KÖNIG, *Weltindustrie* (wie Anm. 4), S. 99.

in den siegreichen Nationen. Auch die Schweizer traf dieser Zorn, als Nutznießer einer Situation, für die allerdings in erster Linie die deutsche Politik verantwortlich war.

In einer Mischung aus Furcht und gespannter Aufmerksamkeit erwartete man in Basel die nächsten Schachzüge der deutschen Industrieherren. Seit 1916 waren alle wichtigen deutschen Farbproduzenten in einer Interessengemeinschaft verbunden; im September 1918 zog man in Basel nach: Sandoz, Ciba und Geigy schufen ebenfalls eine Interessengemeinschaft im Hinblick auf die erwarteten Konflikte der Nachkriegszeit. Noch zwei Jahre nach Kriegsende befand man in Basel, für Gespräche mit den Deutschen sei es immer noch zu früh. 1922 erst, vier Jahre nach dem Krieg, kam Bewegung auf: Eine ganze Reihe deutscher Besucher erschienen in Basel und bekundeten Interesse an neuen Kontakten. Wie sich außerdem bald zeigte, hatte Bayer 1923 insgeheim eine Mehrheitsbeteiligung an der kleinsten der Basler Farbenfabriken, an Durand & Huguenin erworben, die der Interessengemeinschaft der anderen nicht angehörte – aus Basler Sicht ein unübersehbares Warnzeichen.

Im Frühjahr 1922 reisten die führenden Herren von Geigy aufgrund einer persönlichen Einladung nach Leverkusen, ins Hauptquartier von Bayer.<sup>7</sup> Der Empfang war unfreundlich. Die Basler sahen sich der Bestechung und Preisunterbietung beschuldigt. Das werde man „rücksichtslos“ bekämpfen, erklärten die Deutschen. „Rücksichtslos“ – einer ihrer Lieblingsbegriffe, wurde in den Notizen der Schweizer stets aufmerksam festgehalten. Man habe nun beschlossen, „allgemeine Kampfpreise gegen Geigy“ herauszugeben, hieß es; die würden am folgenden Tag in Kraft treten.<sup>8</sup> Die brüskierten Gäste versicherten, man könne doch über alles reden, worauf Order erging, die Kampfpreise telegrafisch zu widerrufen. Was daran echt war, was nur ein verhandlungstaktischer Bluff, wissen wir nicht. Carl Duisberg, der gefürchtete Machthaber von Bayer, gab sich jedenfalls plötzlich ganz freundlich und konziliant. Die deutsche Position war real weit schwächer, als der schroffe Auftritt vermuten lässt: Kampfpreise hätten in erster Linie die deutschen Fabrikanten selber getroffen. Der Versailler Vertrag verpflichtete sie, die Siegermächte zum jeweils günstigsten Marktpreis zu beliefern.

1922 war der Startpunkt einer langen Kette von Verhandlungen unter den chemischen Nachbarn am Rhein, die sich über nahezu sieben Jahre hinstreckten. Die Beteiligten beider Seiten kannten sich, durchaus auch persönlich, zum Teil schon aus der Vorkriegszeit. In den Ferienwochen begegnete man sich jeweils in den Luxushotels der mondänsten Schweizer Destinationen, im Oberengadin – vorzugsweise im noblen „Waldhaus“ von Sils Maria. Wenn es aber ernst wurde mit den Besprechungen, hatten die Basler in Deutschland anzureisen, bald in Ludwigshafen, bald in Frankfurt, bald in Heidelberg. Die deutschen Verhandlungspartner operierten mit einer Mischung aus Lockung und Drohung: Lockung, dass man bei einer Vereinigung der Kräfte gemeinsam den Weltmarkt beherrschen würde; Drohung mit einer unfreundlichen Übernahme. Ab 1925 wurde es massiv. In jenem Jahr fusionierte die deutsche Interessengemeinschaft zu IG Farben, dem größten Chemiekonzern der Welt. Alle deutschen Bestrebungen gingen dahin, die Vormachtstellung auf dem Weltfarbenmarkt von vor 1914 wiederzugewinnen. Aus deutscher Perspektive war Basel weniger von Interesse wegen der paar lokalen Fabriken, sondern wegen der ausländischen Werke, in Großbritannien, in Frankreich, neuerdings auch in den USA, überall dort also, wo die Basler inzwischen Tochtergesellschaften betrieben, die Deutschen aber vertrieben und enteignet worden waren. Die Unterhändler von IG Farben schlugen eine grenzüberschreitende

<sup>7</sup> Die im Folgenden beschriebenen Verhandlungen bei KÖNIG, *Weltindustrie* (wie Anm. 4), S. 110–119.

<sup>8</sup> Zitiert in ebd., S. 110.

Interessengemeinschaft vor. Das wollte man in Basel nun gar nicht, eine derartige Umarmung fürchtete man. Einfach Nein zu sagen und den ungemütlichen Verhandlungspartner vor den Kopf zu stoßen, erschien aber zu riskant. Man spielte auf Zeit, „lavieren“ lautete das Stichwort, wenn die Basler unter sich waren. Aber das half nichts, 1926 ging die deutsche Gegenseite aufs Neue in die Offensive: An einer Interessengemeinschaft sei man nun nicht mehr interessiert, es gebe keinen andern Weg als eine Kapitalverflechtung. IG Farben *müsse* in Basel die Mehrheit haben. Dann könne man ja gleich *alles* übergeben, meinte Jacques Brodbeck von der Ciba sarkastisch. Einen solchen Vorschlag habe man schon einmal bekommen, vor ein paar Jahren aus England, und abgelehnt. Jetzt habe Basel noch Gelegenheit, sich freiwillig anzuschließen, drohte der deutsche Sprecher; das müsse nicht so bleiben. Und Carl Duisberg ergänzte, wie die Notizen der Schweizer festhalten: „Es sei auch schon vorgekommen, dass durch Aktienkauf Verwaltungen zu Verständigungen gezwungen worden seien.“<sup>9</sup> Es war eine schwierige Lage. Nur der aufmerksame und diplomatische Carl Koechlin von Geigy befand, als man wieder unter sich war, nach seinem Eindruck werde dies nicht das letzte Wort der Deutschen sein.

Was den Vorgang besonders aufschlussreich macht: Im Zuge der Verhandlungen entstand eine Vielfalt von Papieren, in denen die Basler Interessenpositionen ausformuliert vorliegen wie zu keinem anderen Zeitpunkt. Dabei erfährt man, wie die Firmen sich untereinander einschätzten, wie sie die deutsche Konkurrenz sahen. Gerne hätte man entsprechende Unterlagen auch von deutscher Seite, wie man die Basler von dorthier wahrnahm. Sie scheinen nicht greifbar. Ein Teil der Papiere mag im Zweiten Weltkrieg zerstört worden sein, doch Spuren müssten sich auch in deutschen Archiven finden. Es mutet verwunderlich an, dass in der von einem hochkarätigen Autorenteam verfassten, 2002 publizierten Festschrift der BASF von fast 800 Seiten kein Wort fällt zu diesen langjährigen Bemühungen, an denen die BASF zentral beteiligt war.<sup>10</sup>

Die Basler waren sich untereinander keineswegs einig, wie den Avancen der Gegenseite zu begegnen sei: Die einen waren für Entgegenkommen, die andern blieben abweisend. „Vertraulich“ steht jeweils auf den Papieren, strenge Diskretion wird angemahnt. Von heute aus gesehen höchst erstaunlich, dass das funktionierte: Die Presse schwieg, keine Gerüchte über die weitgehenden deutschen Forderungen drangen an die Öffentlichkeit. Auf Vorschlag von Sandoz legten Ende 1925 die drei Firmen eine Selbsteinschätzung der Lage vor. Man sieht noch einmal, mit welcher Mischung aus Furcht und Unsicherheit der Blick auf den deutschen Nachbarn gefärbt war. Nur bei Sandoz befand man keck, IG Farben werde überschätzt. „Schläge kann dieser Koloss austeielen und zwar heftige, aber er kann, um im Bilde zu bleiben, einen kleineren und lebhafteren Gegner nicht verfolgen. ... Eine Allianz mit dieser Organisation abzuschliessen[,] ist ausserordentlich gefährlich.“<sup>11</sup> Was sollte sein, wenn Deutschland wieder in einen neuen Krieg geraten würde? Direktor Georg Wagner von Sandoz sprach Klartext: „Der eigentliche Zweck des deutschen Vorschlages sei der, uns absolut zu dominieren und uns noch mehr in Abhängigkeit zu bringen.“ Sein Wort hatte Gewicht, er war selber von deutscher Herkunft; schon vor mehr als 20 Jahren hatte er für Sandoz harte patentrechtliche Auseinandersetzungen mit Bayer ausgefochten. Auch die Bankenvertreter im Aufsichtsrat der Ciba warnten. Der französischsprachige Leopold Dubois vom *Schweizerischen Bankverein*, der mächtigste Bankier der Schweiz, warnte, „dass er vor den Deutschen Angst habe“. Es fielen Worte wie „Machthunger“, „Bluff“, „Gewaltpolitik“.

<sup>9</sup> Zitiert in ebd., S. 114.

<sup>10</sup> Siehe Die BASF. Eine Unternehmensgeschichte, hg. von WERNER ABELSHAUSER, München 2002.

<sup>11</sup> Dieses und nachfolgende Zitate bei KÖNIG, Weltindustrie (wie Anm. 4), S. 113 und 114.

Die Verhandlungen zwischen IG Farben und der Basler IG gingen 1927/28 in eine hochgeheime internationale Wirtschaftsdiplomatie über. Englische und französische Gruppen waren mit dabei. Gelegentlich fand eine Besprechung auf einem Ozeandampfer statt, gewissermaßen exterritorial. Auch in England hatten sich die Farbenhersteller 1926 in einem einzigen Konzern verbunden, *Imperial Chemical Industries* hieß das Ungetüm. Auch von dort wurde Basel drangsaliiert: Der einzige Außenseiter, den die *Imperial* nicht zu absorbieren vermochte, war die Farbenfabrik der Basler in Manchester. Sie bediente immerhin 20 bis 25 Prozent des britischen Farbenmarkts. Sir Alfred Mond, der Herrscher des neuen britischen Riesen, war ungefähr ähnlich charmant wie Carl Duisberg. Und in Basel befand man erneut: Sich mit einem derart schwerfälligen Koloss zu verbinden, könne nur Nachteile bringen. Aber einfach im Abseits bleiben ging auch nicht. Würden sich dann unter Umständen die andern einigen, die deutschen, französischen und britischen Gruppen – und das auf Kosten von Basel?

Abkürzend auf den Punkt gebracht erwies sich die hartnäckige Linie aus Basel, in ihrer Mischung aus Konzilianz in der Form und zermürbender Zähigkeit in der Sache, als erfolgreich. Das entspricht einem in der komplexen schweizerischen Innenpolitik eingeübten Stil, der auch in Verhandlungen der Gegenwart öfter zu beobachten ist und die Nerven der Gegenpartei unter Umständen erheblich strapaziert. Der Präsident der Ciba hat es einmal schön auf den Punkt gebracht: Die Deutschen seien so lang hinzuhalten, „bis man auf dem Punkte angelangt sei, wo sie froh seien, sich mit Basel verständigen zu können“.<sup>12</sup> Anfang 1929 kam es in Heidelberg zur Unterzeichnung eines internationalen Farbstoffkartells. Beteiligt waren deutsche, französische und Schweizer Partner. Drei Jahre später kamen auch die Briten hinzu. Die Amerikaner durften nicht, wegen der strengen Auflagen ihres Kartellrechts. Auf deutscher Seite war man zuversichtlich, bald weiter gehen zu können, wie eines der seltenen erhaltenen internen deutschen Papiere zeigt: Basel komme „heute noch nicht“ für eine Kapitalverflechtung in Frage. Das werde sich vielleicht schneller ändern, als den Basler Herren bewusst sei.<sup>13</sup> Diese Erwartung blieb unerfüllt.

Das internationale Farbstoffkartell hatte keineswegs die Absicht, die Preise in die Höhe zu treiben. Die Absicht war ganz defensiv, man wollte einen weiteren Preisverfall verhindern, ein Konzept, das sich in der großen Weltwirtschaftskrise der 1930er-Jahre bewährte. Es ging um Teilung der Märkte und Stabilisierung. Selbst in den wirtschaftlich besten Zeiten der 1920er-Jahre blieb das Vertrauen in die Möglichkeiten wirtschaftlichen Wachstums gering. Die Innovationen schienen alle gemacht, nichts wesentlich Neues war mehr zu erwarten. Dies galt nicht nur für die Farbenindustrie, sondern sogar für die Pharmazie, deren gewaltige Entwicklungsmöglichkeiten noch kaum jemand erkannte. Ein Nebenaspekt soll im Übrigen nicht unerwähnt bleiben: Bei all den grandiosen Plänen für eine internationale Ordnung des Weltfarbenmarkts spielte die Entwicklung der Aktienkurse der beteiligten Unternehmen nicht die geringste Rolle. Der heute so oft zitierte *Shareholder Value* war schlichtweg kein Faktor, der interessiert hätte.

Man hatte sich geeinigt; die erzielte Lösung entsprach am Schluss weitgehend den Absichten von Basel. Die deutschen Umarmungs- und Vereinnahmungsversuche, ob nun freundlich oder grobschlächtig, waren abgewehrt. Das Verhältnis zu IG Farben allerdings blieb kühl und unbeaglich. Das hatte seine persönlichen Seiten. Im Juli 1932 schrieb Jacques Brodbeck, der mäch-

---

<sup>12</sup> Zitiert in KÖNIG, *Weltindustrie* (wie Anm. 4), S. 112.

<sup>13</sup> Nach HARM G. SCHRÖTER, *Kartelle als Form industrieller Konzentration: Das Beispiel des internationalen Farbstoffkartells von 1927–1939*, in: *Vierteljahrschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte* 74 (1987), S. 479–513, Zitat von 1928, S. 495, Anmerkung 70.

tige Herr der Ciba, der US-Sekretärin von Ciba New York. Seine Ferienadresse, wo er erreichbar sei, werde sich womöglich kurzfristig ändern. Einer der führenden Herren von IG Farben wolle ebenfalls in Sils Maria Ferien machen. „This may be the reason for me to change a little bit my plans and not to go to the Waldhaus Sils Maria as usual but perhaps to Pontresina. I think you will understand that I don't want to be troubled with business chats and German political questions. Besides that I like to speak our dialect and not good German every day.“<sup>14</sup>

Der Bann war gebrochen, der heilige Respekt gegenüber der deutschen Industrie verblasste. Ausgerechnet in den wirtschaftlich so schwierigen 1930er-Jahren reüssierten die Basler Konzerne mit ganz neuen Produkten. Die Pharmazie gewann neben den Farben rasch an Boden. Als Hitler-Deutschland Europa 1939 erneut mit Krieg überzog, war die Situation der Basler Industrie unvergleichlich besser als 1914. Basel geriet zwar infolge der Umklammerung der Schweiz durch das Nazi-Reich ab 1940 in noch stärkere Bedrängnis als im Ersten Weltkrieg. Die wichtigsten Basler Firmen aber hatten schon kurz vor Kriegsbeginn den Schwerpunkt ihrer Investitionen in die USA verlagert. Mit komplizierten rechtlichen Konstruktionen trafen die Ciba, Sandoz und Hoffmann-La Roche Vorsorge für den schlimmsten Fall, eine temporäre Besetzung der Schweiz. Ein Zugriff von IG Farben auf die Aktien der internationalen Tochtergesellschaften war ausgeschlossen. Die Konzerne hätten auch bei einer zeitweiligen Ausschaltung der Basler Zentralen von den USA aus ihre selbständige Existenz bewahrt, was auch immer in Europa geschehen mochte.

Hatte man nach dem Ersten Weltkrieg von Basel aus angstvoll nach Norden geblickt, so konnte man sich nach 1945 Gelassenheit leisten. Die Führungsspitzen des IG Farben-Konzerns waren inhaftiert und sahen ihrer Verurteilung in Nürnberg wegen schwerster Verbrechen gegen die Menschlichkeit entgegen. Der Konzern war von den Alliierten zur Entflechtung bestimmt. Es dauerte Jahre, bis die deutschen Konkurrenten wieder ernsthaft auf dem Weltmarkt erschienen. „Die strukturellen Schäden, welche die deutsche Industrie durch den Krieg und durch die Auflösung des IG-Farbenkonzerns erlitten hat, sind allerdings derart einschneidend, dass sie ihre frühere dominierende Stellung kaum wieder gewinnen wird.“<sup>15</sup> So urteilte die Ciba-Direktion 1949, in Unterschätzung des eben erst einsetzenden deutschen „Wirtschaftswunders“. Erst im Februar 1955, beinahe zehn Jahre nach Kriegsende, kam es wieder zu einer zentralen Besprechung unter den Vertretern der deutschen und der schweizerischen Industrie. Die Ciba hatte eingeladen, die deutschen Gäste reisten nach Zürich. Die entscheidende Runde der großen Unterhandlungen in den 1920er-Jahren lag exakt dreißig Jahre zurück. Drohungen und aggressives Auftreten waren nicht mehr angesagt. „Die Vertreter der deutschen Firmen wiesen darauf hin, dass bei ihnen im Gegensatz zu uns grosse ungenutzte Kapazitäten vorhanden sind und dass deshalb eine Zurückhaltung der Schweizerfirmen speziell in Deutschland am Platze wäre, um das Gleichgewicht herzustellen.“<sup>16</sup> Im Übrigen sprach man von der Regulierung des Konkurrenzverhältnisses auf dem Farbenmarkt des vor wenigen Jahren unabhängig gewordenen Indiens. Insgesamt konstatierten die Schweizer „einen erfreulichen Verlauf“. „Wir konnten bei dieser Gelegenheit auch vernehmen, dass zum mindesten die drei grossen Firmen Bayer, Hoechst und BASF keinen engeren Zusammenschluss ins Auge fassen, sondern vorziehen, selbständig zu bleiben.“<sup>17</sup> Einen Mo-

<sup>14</sup> Zitiert in KÖNIG, Weltindustrie (wie Anm. 4), S. 119.

<sup>15</sup> Zitiert in ebd., S. 200.

<sup>16</sup> Firmenarchiv Novartis, Geigy GL 10, Geschäftsleitender Ausschuss, Protokoll 25.2.1955, S. 2 (das Treffen hatte am 24. Februar stattgefunden); am 17.5.1956 und am 28.3.1958 folgten jeweils in Baden-Baden vergleichbare Treffen der Firmenspitzen, von denen inhaltlich in dieser Quelle nicht viel verlautet.

<sup>17</sup> Ebd.

ment lang blitzte hier das alte Machtgebaren wieder auf, unter völliger Ignorierung der Tatsache, dass die alliierten Siegermächte einer solchen Wiederbegründung der eben erst entflochtenen IG Farben auf gar keinen Fall zugestimmt hätten. Ebenso ausgeschlossen war eine Wiederbelebung des alten Farbenkartells. Dies dürfte ein Thema der ersten Nachkriegstreffen gewesen sein. Die Bundesrepublik passte 1958 ihre Gesetzgebung den USA an; seither galten verschärfte Strafbestimmungen bei Preisabsprachen. Informelle Lösungen traten an die Stelle der Kartelle. „Die Zusammenarbeit zwischen den grossen europäischen Farbstoffproduzenten im Verkauf trug wesentlich zur Gesunderhaltung der Marktverhältnisse bei.“<sup>18</sup> So vorsichtig umschrieb die Ciba 1959 die nunmehrige Praxis.

Spaziert man im heutigen Basel auf der Nordseite des Rheins stadtauswärts, so steht man gleich hinter der letzten der Rheinbrücken zur Linken vor dem alten Verwaltungsbau der Ciba, dessen Mittelteil von 1906 stammt. Die Fassaden sind nüchtern, ein Nutzbau der praktischen Sorte. Die Proportionen und die zentralaxiale Symmetrie aber lassen die historischen Traditionen des Schlossbaus erahnen. Über dem Portal finden wir in Zement gegossen den alten Namen: Ciba. Davor aber befindet sich seit 2008 eine neue, leicht wieder demontierbare metallene Schrifttafel: BASF. Seit 1990 hat die Basler Industrie fundamentale Umwälzungen erlebt, die Teil einer weltweiten Neuordnung der chemisch-pharmazeutischen Branche darstellen. Die Novartis-Fusion von 1996, die Sandoz und Ciba zusammenführte, ist nur ein Teil davon, wenn auch ein besonders spektakulärer. Alte Produktionsbereiche der Ciba, Teile der Feinchemie und Farben, wurden im Zug dieses Umbaus ausgegliedert und verselbständigt. Einige Jahre existierte auf diese Art noch eine Ciba Spezialitätenchemie. Im Jahr 2008 griff Bayer zu und übernahm diesen Torso. Der Name der Ciba erlosch endgültig, er ist nur noch historisch. Was früher in Basel tiefgehende Erschütterung ausgelöst hätte, ging nun still über die Bühne. Es interessierte nicht mehr groß, so sehr hatte sich die Branche verändert. Sie stand längst unter dem dominanten Stern der Pharmazie. Was von der Farbenproduktion noch übrig war, ist nach Asien verlagert.

Betrachten wir die zwanzig umsatzstärksten Pharma-Konzerne Europas im Jahr 1995, so befanden sich darunter acht deutsche Namen und drei Schweizer; auf Platz drei entdecken wir die eben entstehende Novartis, auf Platz fünf Hoffmann-La Roche, beide aus Basel. Stellen wir die gleiche Frage nach den zwanzig umsatzstärksten europäischen Pharmakonzernen des Jahres 2016, so finden wir noch vier deutsche und vier Schweizer Namen. An erster Stelle steht Novartis, an zweiter Stelle Roche, beide mit Ursprung und Hauptsitz in Basel, inzwischen aber internationale Konzerne mit einem Schwerpunkt in den USA.<sup>19</sup> Viele alte Namen der Wirtschaftsgeschichte sind verschwunden: Novartis hat die Vorgänger Ciba, Geigy und Sandoz absorbiert; Durand & Huguenin war nach hundertjähriger Existenz bereits 1969 in Sandoz aufgegangen. In Deutschland sind so angesehene alte Namen wie Hoechst und Schering erloschen. Die oftmals so ungemütliche Nachbarschaft der deutschen und der schweizerischen chemischen Industrie ist in den Hintergrund getreten gegenüber dem alles dominierenden Geschehen auf den Weltmärkten, das alle Beteiligten gleichermaßen in Atem hält.

---

<sup>18</sup> Angaben und Zitat aus dem Internen Geschäftsbericht der Ciba bei KÖNIG, Weltindustrie (wie Anm. 4), S. 265.

<sup>19</sup> Ein Dank geht an Holger Alich, Redaktor „Bilanz“, für die Überlassung der aus dem Internet-Portal „Evaluate Pharma“ gewonnenen Daten.